

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 12

Artikel: Der Thierauer
Autor: Bindschedler, Ida
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zu Eduard Mörikes 100. Geburtstage.

Einem deutschen Dichter, der ganz sein eigenes Leben leben durfte, werden zarte Hände in diesen Tagen das Grab mit Rosen kränzen. Sie gelten der Erinnerung an den in Ludwigsburg am 8. September 1804 geborenen und am 4. Juni 1875 in Stuttgart verstorbenen Eduard Mörike. Ein heiterer Sinn, ein unverbittertes Herz offenbart sich uns in seinem Lebenswerk, vorab in seinen Gedichten, aus denen es uns anhaucht wie Frühlingsluft und Rosenduft, Gedichten, die Bilder in unserer Phantasie

erstehen lassen, so zart und durchsichtig und doch mit so geheimnisvollem Hintergrund, als hätte sie das Mondlicht selbst gewoben, um die tiefen Abgründe des Erdenlebens mit schimmernden Schleiern zu verdecken. Ein prächtiger, tüchtiger, liebenswürdiger Mensch spricht zu uns, aber nicht minder ein Künstler ersten Ranges, in dessen harmonischer Seele sich klassische Form, romantische Traumhelle und deutsches Empfinden zu einer Einheit verschmolzen, die uns ergreifen, erfreuen und aus dem Staub des Alltags emporreißen muß.

Angesichts der wenigen Gedichte schon, die wir zur Feier des Tages abdrucken, die aber bei weitem nicht alle Saiten auf Mörikes Instrument erklingen lassen, wird jeder empfindende Leser sich wieder einmal sagen dürfen: Nur solche Kunst ist ewig jung! Was aber Jugendkraft besitzt, vermag unser Innenleben allzeit wieder zu verjüngen, vorausgesetzt, daß unser Herz noch warm sei.

Der Thierauer.

Von Ida Windschiedler, Zürich.

Er war tot; es war kein Zweifel mehr. Der Kamerad sah ihm beim fahlen Morgenschein ins Gesicht und faßte seine Hand: sie war eiskalt.

Bis zu der Heuhütte waren sie gestern Nachmittag gekommen. Der Thierauer hatte die ganze Zeit schlimm gehustet und sonderbar glänzende Augen gehabt. Er hatte sich kaum mehr schleppen können, und immer ging's bergab und bergab im kalten Regen.

„Siehst noch keine Häuser unten?“ hatte er ein paar mal gefragt, und Georg war in die nasse Bergwiese hinaufgestiegen, um ins Thal zu sehen. Als er zurück kam, lehnte der Thierauer blutüberströmt am Beggand und rang nach Atem. Georg stützte ihn und versuchte ihm das Blut wegzuwischen.

„Kamerad“, stöhnte der Thierauer nach einer hangen Weile, „das — das geht zu End — wenn das noch einmal komme, hat der Doktor gesagt, so sei's aus mit mir. . . . Bleib da!“ sagte er ängstlich, als Georg eine Bewegung machte. Georg verließ den Kameraden nicht. Er ging bloß ein paar Schritte zu der Heuhütte. Gottlob, die Türe gab nach. Da drinnen war's dunkel, aber trocken, — „trocken, Thierauer und fast warm; da hinüber kommst schon noch.“ Halb getragen wankte der Kranke zur Hütte und sank ins Heu.

„Gut, — gut,“ sagte er ein paar mal und lag still, und der Freund saß vor ihm. Es mochte etwa drei oder vier Uhr nachmittags sein. Draußen rauschte der Regen fort und fort.

Warum hatte auch Georg dem Thierauer nachgegeben und den weiten Weg über den Schornberg mit ihm angetreten! Aber es war immer so eine Unruhe im Thierauer gewesen; er hatte es selbst gesagt. Von Süden war er nach Norden gewandert und von den Städten wieder hinein in die Berge — ein tüchtiger Schreinergefelle, den die Meister überall behalten wollten, und schon um die Dreißig. In den letzten Wochen war Georg mit ihm gezogen. Seltsam dieser Wandertrieb im Thierauer! Ihn jagte doch nichts von den Menschen fort, — kein Spott und kein Fluch! Georg unterdrückte ein bitteres Lachen. Er saß lange in trüben Gedanken.

Der Thierauer atmete unruhig und keuchend. „Geht's schlecht?“ fragte Georg.

„Wasser!“ stieß der Kranke hervor. Georg ging hinaus, um in seiner Mühe von dem Regenwasser aufzufangen, das vom Dache lief. Der Thierauer trank gierig. Dann sah Georg beim Schein des Lichtstümpfchens, das er angezündet hatte, den Kameraden an. Für einen Augenblick schien etwas Leben und Kraft in den Erschöpften zurückzukehren.

„Das ist brav, daß du so bei mir stehst. Ich wollt', ich könnt', wenn ich sterben muß, dir ein schönes Andenken hinterlassen. Aber dem Thierauer hat sein Lebtag nichts angehört; bin selber schuld; hab' auch nie zu was Sorg' gehabt —“

„Das mußt nicht sagen, Thierauer — zur Hauptsach' hast immer Sorg' gehabt!“ Über das Gesicht des Kranken fuhr ein mitleidiges Lächeln.

„Ach, das meinst? Denkst immer an dein Unglück? Ein armer Tropf bist schon, Georg —“

Der Thierauer drehte den Kopf weg; eine Schwäche kam wieder über ihn.

Georg löschte sorglich das Lichtstümpfchen. Er konnte im Dunkeln sein Brod und seinen Speck essen, den er heut früh im Wirtshaus mitgenommen. Er wunderte sich, daß er essen mochte; das war so schaurig, allein mit dem

franken Thierauer da, der jetzt unverständliches Zeug murmelte und mit — ja, vielleicht stand der andere Gefelle, der bleiche Knochenmann, schon in der Ecke und wartete. Georg steckte sein Brod ein. Es verging eine Stunde und eine zweite. Dann wollte der Thierauer noch einmal trinken. Als er das Gesicht des Kameraden über sich sah, wurden seine irren Augen plötzlich wieder klar.

„Du, Georg —“ des Thierauers Stimme klang heiser und undeutlich; aber er nahm seine ganze Kraft zusammen, „— wenn ich sterb' — nein, schüttle nicht den Kopf! hör'! wenn ich sterb', dann — dann nimmst du meine Schriften und meinen Namen — dann sollen sie den Georg Besselmann begraben, und der Thierauer lebt noch ein Stücklein weiter . . . Weißt, lezthin hab ich gedacht, daß mein Paß fast grad so gut auf dich geht . . . das ist ein Wink, Kamerad . . . das ist . . .“

Er kam nicht mehr weiter. Georg hatte wortlos zugehört; nun saß er unbeweglich wieder eine lange Nachtstunde.

„In meiner Tasche findest du alles“ begann der Thierauer, plötzlich wieder und griff mit seinen zitternden Händen nach der Brust.

„Thierauer red' nicht so,“ sagte Georg. „Du wirst wieder gesund und dann — so etwas ist verboten! Da können sie mich wieder —“

„Das geht niemand an, was wir mit einander ausmachen . . . ich hab' keinen Menschen mehr auf der Welt, der nach mir fragt. Mein Name gehört mir allein . . . und dem lieben Gott, wenn ich da hinaufkomme, will ich's schon sagen, wie sie dich gequält haben. Der ist nicht so, wie die bösen Menschen . . . der versteht so etwas schon . . . der . . . der liebe Gott . . .“

Das war des Thierauers letztes Wort, und es war ein gutes Wort. Es klang dem Georg tröstlich nach, wie er neben dem Kameraden saß die einsame Nacht hindurch. Gegen Morgen kam noch einmal ein Blutsturz. Der Thierauer griff röchelnd um sich; dann war er plötzlich still. Georg wartete, ob er keinen Atem mehr höre. Allmählich sank sein Kopf neben dem Kameraden ins Heu.

Wie lang hatte er geschlafen? Er taumelte auf und stieß die Türe der Hütte zurück, daß das Morgenlicht hereindrang. Wie grau und seltsam der Thierauer aussah! Er war kalt und tot. Da stellte sich Georg vor den Kameraden und versuchte das Vater unser zu beten. „ . . . Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel . . .“ Da blieb er stecken. So lange hatte er nicht mehr gebetet. Er schämte sich vor dem Toten. Der Thierauer, wenn er auch kein Frommer gewesen, das Vater unser hätte er gewiß noch zu Ende beten können.

„Der Thierauer —! jetzt soll ja ich der Thierauer sein, und der Georg Besselmann liegt da tot!“ Wunderliche, wirre Gedanken drängten sich in seinem Kopf. Ein neuer Name! Herr Gott — wieder ein ehrlicher, guter Name! und noch einmal in Frieden leben dürfen wie die andern Menschen! — Die Versuchung war zu groß. Georg drückte die kalte Hand des Kameraden.

„Thierauer, ich tu's, und ich will schon sehen, daß ich dir keine Schande mache.“ Dann begann er behutsam dem Toten die schlechte Jacke auszuziehen und ihn mit seinem beinah noch neuen Rock zu bekleiden. Er zitterte ein wenig bei diesem seltsamen Geschäft; aber das mußte nun alles gerecht und in Ordnung gehen. Auch seine Uhr hängte er dem Kameraden in die Weste; die gehörte ja dem Georg Besselmann. Dann wechselte er die Geldbeutel; es war ihm eine Genugthuung, daß er einen ganz schlechten Tausch machte.

Schließlich ordnete er das Heu um den stillen Mann und gab ihm einen letzten Blick. Der Abschied galt nicht nur dem Kameraden, auch dem Unglücksmenschen, dem Georg Besselmann, dem entlassenen Sträfling, der nun aus der Welt geschieden war. —

Der Ortsvorsteher von Terschhofen, bei dem der fremde Geselle eingetreten war, um zu erzählen, was in der Nacht am Sternberg oben geschehen sei, machte ein mißtrauisches Gesicht. „An einem Blutsturz gestorben“ — das konnte jeder sagen. Freilich, daß der Mann da selber kam und es erzählte und sich erbot, die Leute hinauszuführen. — Der Ortsvorsteher hustete; es war immerhin gut, daß der Gerichtsarzt so wie so heute kam.

Droben aber in der Heuhütte verlief alles gut. Der Gerichtsarzt, ein lebhafter, noch jüngerer Mann, erklärte „die Sache durchaus in Ordnung — Lungenschwindsucht im letzten Stadium! diese Fußtour war ein bißchen kühn!“ Er klopfte dem Georg auf die Schulter und blieb an seiner Seite, als man, die Männer mit der Bahre voraus, den Rückweg antrat.

Ein paar mal wollte ein beklemmendes Gefühl über Georg kommen, daß er nun so mit einer Unwahrheit neben dem freundlichen Herrn hergehe. Aber dann richtete es sich in ihm trotzig auf. Er hörte den Thierauer sagen: „Das geht niemand etwas an, was wir da mit einander ausmachen, und dem lieben Gott will ich's sagen, der ist nicht wie die bösen Menschen . . .“

Am dritten Tag abends reiste Georg von Terschhofen weiter. Der Bahnzug fuhr an der Friedhofmauer entlang. Dort nahe am Eingang lag nun der Besselmann begraben, der wegen Totschlag drei Jahre im Zuchthaus gewesen war.

Wegen Totschlag! — Georg sah wieder die halb dunkle niedere Wirtsstube. Es war heiß gewesen; die Bursche hatten getrunken. Und dann war der Streit ausgebrochen, zuerst ein Lachen und Höhnen und bald eine blinde Wut, und auf einmal stand der Georg Aug in Aug dem Philipp gegenüber, dem böshafsten Philipp mit dem hämischen magern Gesicht voll Sommersprossen, den der Georg immer gehaßt hatte, der ihm schon als kleiner Bub die bösesten, elendesten Streiche gespielt. — „Hast ein großes Maul; aber Courage hast nie gehabt!“ zischte der Philipp hinter dem Tisch, wo er sich sicher fühlte. Der Georg faßte ihn und riß ihn hervor; dann als ob ihm ekelte, schleuderte er ihn von sich. Philipp taumelte und schlug rückwärts an den großen grünen Ofen. — Von da an wußte es Georg nicht mehr recht weiter. „ . . . Er ist

tot, erschlagen! der Georg hat ihn erschlagen!" schrie es verworren. „Die haben sich immer aufs Blut gehaßt, der Georg und der Philipp“, so sagte man auch vor Gericht aus, und es wurde zum „erschwerenden Umstand“. Drei Jahre Zuchthaus und dann endlich wieder Freiheit.

Freiheit! was war das für eine Freiheit gewesen! Oft hatte Georg sich ins Gefängnis zurückgewünscht. „Sie müssen nun versuchen, wieder ein braver Mensch zu werden!“ hatte der Zuchthausgeistliche beim Abschied gesagt. Herr Gott! und da standen die andern „braven Menschen“ wie ein Wall und ließen ihn nicht mehr hinzu. Jeder Bub, jeder Lehrling schnitt ihm ein Gesicht und war frech: „Was will doch der sagen, der kommt ja aus dem Zuchthaus!“ Dann lachten die Gesellen, und er wurde wütend und schlug drein. Der Meister aber, der ungern genug den entlassenen Sträfling eingestellt hatte, entließ ihn: „Das konnte ich mir ja denken! ein Zuchthäusler tut nirgends mehr gut!“ Georg ging weiter; aber an einem andern Orte war's dasselbe. Er verlor allen Halt. Jeden Blick, auch den gleichgültigsten empfand er als Mißtrauen und Verachtung. Es war ein Hölleben gewesen all diese Jahre hindurch.

Jetzt aber! Er griff nach dem schlechten Ledertäschchen, in dem „seine“ Papiere steckten. Wie manchmal hatte er sie in den zwei Tagen herausgezogen, den Reisepaß und den Heimatschein, das Arbeitsbuch, das Zeugnis, das den Thierauer militäruntauglich erklärte wegen Schwäche auf Lunge und Herz. — Ruhig konnte er nun dem sonst so qualvollen Augenblick entgegensetzen, wo man ihn nach den Papieren fragte. — Der Geldbeutel des Thierauer war beinahe leer. Aber in Weißmarkt fand sich vielleicht Arbeit, oder dann konnte man fechten, auch hungern und frieren — alles mußte ja jetzt so leicht gehen . . . Wie das wohl war mit dem Thierauer? ob der wirklich nun irgendwo da droben war und beim lieben Gott ein gutes Wort einlegte, wenn er jetzt als Thierauer durch die Welt ging —? Die Gesellen, wenn sie so zusammen schwakten, sagten wohl, das gebe es nicht, keinen Gott und keinen Himmel; aber wie konnten sie das wissen . . . Viele Gedanken gingen noch durch Georgs Kopf, während der Zug weiter und weiter durch die dunkle Nacht rasselte.

*

„Friederike, Frau, hab' ichs nicht gesagt am Morgen, wie die fünf Krähen über das Haus wegslogen, daß wir heut noch einen Ärger erleben werden! Der Thierauer will fort. Einen Grund, sagt er, hab' er nicht. Er war gerne bei uns, sagt er; aber es treibt ihn fort. Das ist heutzutage so Mode. Früher hat es einen nicht getrieben. Man ging, weil man unzufrieden war, oder man war zufrieden und blieb!“

Der Schreinermeister Kunert war ein magerer Fünfsziger, der etwas leicht in Bohn geriet. Er trug einen langen schwarzen Rock, weil es Sonntag Nachmittag war und sprach unter der offenen Thür halb ins Zimmer hinein, halb hinaus, weil da draußen jemand stand, der ihn auch hören sollte, besonders seine ärgerlich betonten „es“.

„Kommen Sie nur herein, Herr Thierauer,“ — den Herrn hängte er seinem Gesellen jetzt im Bohn an — „die Gefälligkeit tun Sie mir vielleicht noch, daß Sie herein kommen und meiner Frau das noch einmal sagen; ich kann's nicht so schön wie Sie!“

Frau Friederike saß behäbig am Fenster. Die Märzsonne schien auf ihre schwarzseidene Schürze und auf die stark duftenden Hyazinthen, neben denen eine stattliche dreifarbige Kaze schnurrte.

Jetzt stand die Frau mit ihrem Strickzeug auf.

„Du lieber Himmel, Thierauer! und die hab' ich für Sie stricken wollen!“ Sie streckte ihm vorwurfsvoll eine halbfertige Socke entgegen. „Drei Paar sollten Sie bekommen, weil Sie nun so lange bei uns waren und Ihre Sache so gut gemacht haben! David, Vater, reg dich nicht auf! Reiche die Tassen und die Semmel. Das wird noch nicht das letzte Wort sein.“

Damit ging sie zum Ofen und holte die Kaffeekanne. Frau Friederike war eine resolute, heitere Frau, zu der der Gatte unbedingtes Vertrauen hatte. Sie schenkte den beiden Männern ein, und Meister David sah erwartungsvoll zu, als ob mit dem aufsteigenden Dampf ein Zauber erscheinen könnte, der den Thierauer banne.

Aber weder der gute schwarze Trank noch die guten flugen Worte der Frau Meisterin hatten Gewalt über den Gesellen. Er sagte nicht viel; es blieb immer dasselbe:

„Wirklich, Frau Kunert, es läßt sich nicht ändern. Mir tut's leid, Herr Kunert, daß ich Ihnen Verdruß mache, und bleiben will ich schon, bis ein ordentlicher Geselle gefunden ist.“

Also ändern ließ sich's nicht. Georg hatte keine Ruhe mehr. Es war ganz allmählich gekommen; nachts hatte es sich hereingeschlichen, etwas wie Heimweh. Wenn er erwachte, wollte er sich ausreden.

Unsinn! geschworen hatte er doch, daß er nie im Leben mehr heimgehe. Er sei eine Schande für den Ort, hatten sie alle gesagt, und „— das läßt sich gar nicht ausdenken, was du uns für Kummer und Schmach bereitet hast,“ hatte der Bruder geschrieben in jenem Brief, den Georg im Zuchthaus zerrissen. „Ein Glück ist's, daß die Eltern das nimmer erlebt haben. Wir mögen kaum mehr in Hermingen bleiben und wandern im Frühjahr vielleicht aus, und so hast du mit deiner schrecklichen Tat den Bruder mit Frau und Kind aus der Heimat vertrieben . . .“

Jetzt nach zwölf Jahren konnte Georg ruhig an den Brief denken.

„Ein wenig hinten herum warst immer, Bruder Heinrich, und nach Amerika bist, weil dein Handel in Hermingen nicht ging. Du würdest mir leider Gottes am wenigsten fehlen in der Heimat. — Ob wohl der Karl jetzt Meister ist in der Winkelmühle? und der Ankeles Ferdinand, ob der im Städtchen geblieben —?“

Einmal ging er nachts im Traum am Kolbenbach entlang. Das bräunlich klare Wasser lief rasch über den Moorgrund; zu beiden Seiten standen dicke Büschel von gelb glänzenden Dotterblumen. Drüben ging Dieters Marie. Sie waren beide wieder Kinder, und doch war dem Georg, als hätte er viel und schweres erlebt. Er verwunderte sich, daß Marie gar nicht zu ihm herüber sah.

„Marie, Marie!“ wollte er rufen; aber seine Stimme klang nicht.

Er schlug die Augen auf und wurde böse.

Die brauchte ihm nicht zu kommen, auch im Traum nicht. Einmal, ja, da hatte er sie lieb gehabt, und sie — er hatte gemeint, sie ihn auch, trotz allem Zanken und Neckten. Der Georg hatte sich was darauf eingebildet; denn die Marie ließ keinen nah kommen, — ihn eigentlich auch nicht. Es war alles erst ein Hoffen und Erwarten gewesen, aber schön!

Und dann war jene entsetzliche Nacht gekommen und der Morgen, wo ihn die Gendarmen wegführten. Er hatte zu Mariens Fenster hinaufgeschaut. Sie sah nicht hinaus; aber Georg hatte doch gemeint, wie alles über ihm zusammenbrach, da oben sei noch etwas Gutes für ihn.

„Marie!“ hatte er hinaufgedacht, „das ist furchtbar, was ich getan hab’! aber sonst, vorher war ich ja nicht schlecht . . .“

Im Buchthaus hatte er aber nie ein Wort von der Marie vernommen. Einmal hatte ihn sein Lehrer besucht, ein guter alter Mann, der ihm keine Ermahnungen gab, sondern allerlei aus dem Städtchen erzählte. Es hatte dem Georg fast das Herz abgedrückt, nach der Marie zu fragen.

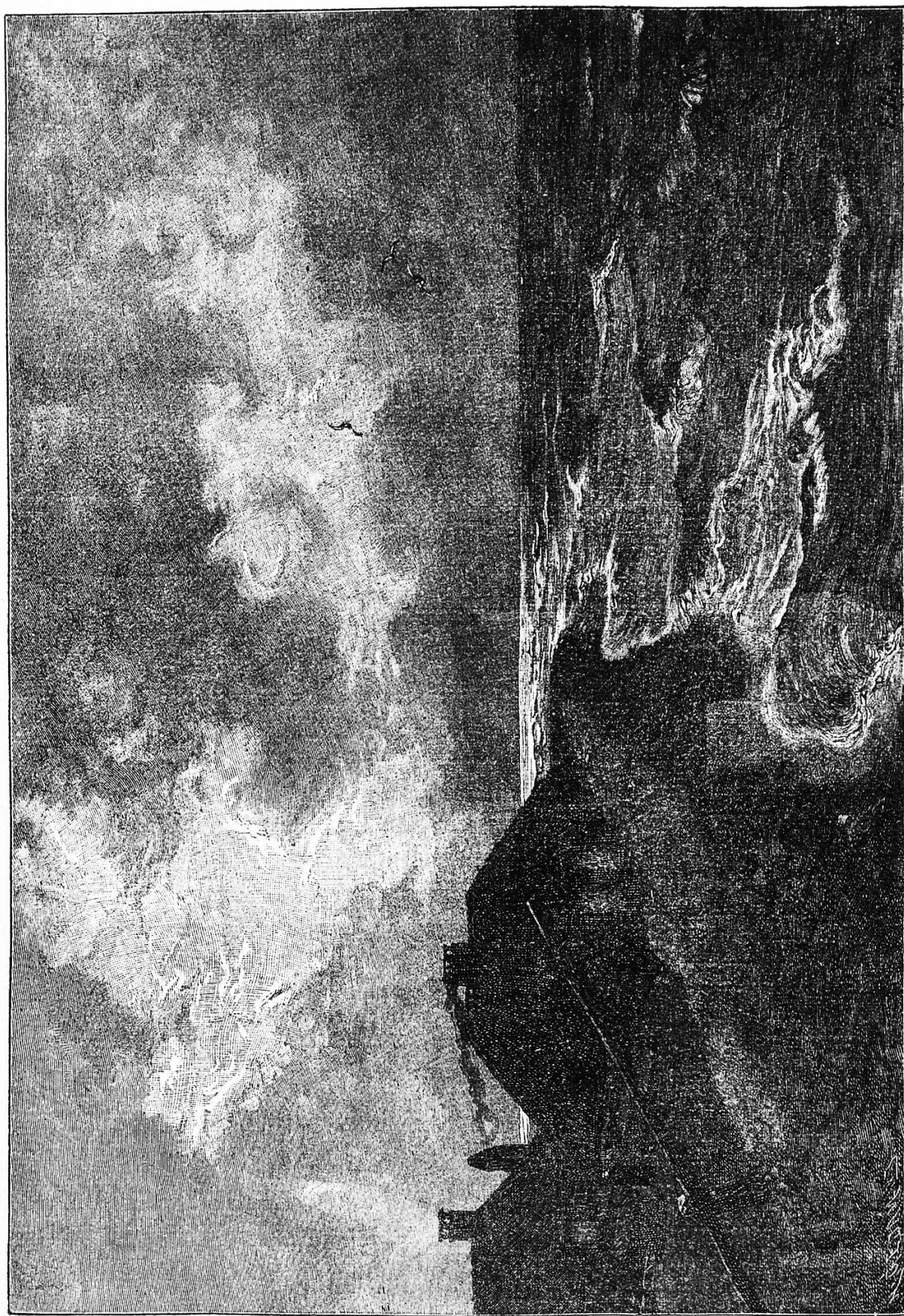
„Und die kranke Frau Dieter, der — der Marie ihre Mutter?“ brachte er endlich hervor.

„Die Marie selber meinst?“ sagte der Alte gutmütig. „Nach der tatest besser nicht fragen; die ist am allerzornigsten auf dich. Jedes Wort reue sie, das sie zu dir gesagt habe, und schämen tue sie sich, daß du sie je angesehen habest! Ja, so redet sie überall, wo es die Leute hören können. Überhaupt, nach Hermingen mußt lieber nicht zurückkommen; versuch du’s halt nachher in der Welt draußen.“

„Ich komm schon nicht! Nie mehr!“ hatte Georg geknirscht. „Es braucht keiner Angst zu haben — die Marie am wenigsten. Sagen Sie ihr nur, sie soll’ sich weiter nicht schämen; ich hätt’ mir gar nie etwas aus ihr gemacht! Sagen Sie’s ihr, Herr Lehrer!“

Der Lehrer glaubte das dem Georg nicht ganz; aber der Marie sagte er es doch, weil er sie für ein hochmütiges Mädchen hielt. —

Wie das alles weit, weit dahinten lag. Wie alles nun anders geworden! Georg war nicht mehr der junge leichtfüßige Bursche, der durch die Gassen von Hermingen pfiß und sang, weil ihm so wohl war auf der Welt. Er war auch nicht mehr der vergrimmte, entlassene Sträfling, der um sich sah wie ein böses gehektes Tier und der die Menschen haßte, weil sie ihn plagten und



Sturmflut an der ostfriesischen Küste. Nach dem Gemälde von Ernst Pettrich.

höhnerten. Er war ein ruhiger Mann geworden, der überall Ansehen genoß. Im Gesellenverein hatten sie ihn zum Quästor gemacht; die Mädchen gingen mit ihren Marktförben dicht am Fenster vorbei, hinter dem er hobelte, und der Meister fragte ihn bei allen Einkäufen um Rat.

Wie von selbst hatte es sich gegeben, recht zu leben und tüchtig zu arbeiten. Der gute Name war wie ein Schild gewesen, der alles Übel abhielt, wie eine Sonne, unter der das vermüdete Gärtlein des Georg Besselmann wieder aufblühte. Hatte es der Thierauer droben in der Heuhütte am Sternberg nicht gut gemacht? —

Als Frau Friederike in den kurzen Mußestunden des Sonntagnachmittags ein Paar Socken fertig gestrickt hatte, nahm Georg Abschied. Er bekam es mit, „zum Andenken“ sagte Frau Friederike.

„Verdient haben Sie's allerdings nicht, Thierauer. Aber ich wünsch' Ihnen doch, daß Sie's in Gesundheit tragen.“ Sie strich mit der Hand über das tadellose Gestrick. „Und wenn — wenn es draußen Ihnen nicht gefällt, so kommen Sie und holen sich die zwei andern Paare auch noch!“

Sonst war es nicht Frau Friederikens Art, wegziehenden Gesellen Artigkeiten zu machen; aber so einen wie den Thierauer hatte ihr Mann auch noch nie gehabt.

* * *

Es war wieder ein Sonntag Ende Mai. Über den blauen Himmel schifften lustige weiße Wölklein. Die Glocken von Hermingen, die den Kindergottesdienst ausgeläutet, verflangen in der warmen stillen Luft. Ein paar kleine Buben und Mädchen liefen noch neckend an dem großen Pfarrerspiz vorbei, der, wohlgezogen, nicht bellte, aber wehrhaft auf den steinerneu Stufen des Pfarrhauses stand. Der Herr Pfarrer trat aus der Kirche und schritt in angenehmer Sonntagnachmittagsstimmung seinem Garten zu, aus dem ein starker Geruch von Levkojen und ersten Rosen herausdrang.

Die Gasse auf und ab saßen vor den Häusern alte Frauen und ein paar junge mit dem Kleinsten auf dem Schoß. In dem holperigen Pflaster pickten die Tauben herum; sonst gab es nichts zu sehen. Nur nach einer Weile kam von der Brücke herauf ein stattlicher Mann; das war der neue Geselle, der seit ein paar Wochen beim Grimmer arbeitete. Er hieß Thierauer, ein ernster, ordentlicher Mensch, fast zugut für den Grimmer.

„Nein, Herr Thierauer, da geht's nicht durch!“ rief eine der jungen Frauen zutunlich, als der Schreinergefelle um die Ecke bog. „Wenigstens nicht für Leute, die den Weg nicht kennen. Oder, wenn Sie denn doch wollen, gehen Sie hinauf bis zu dem roten Haus, dann links zwischen den Gärten bis zur Mauer, dann —“ die alten Frauen halfen nun auch raten, und es gab ein lebhaftes Hin und Her. Der Thierauer hörte geduldig zu und dankte höflich. Dann ging er das winklige steile Gäßchen hinan und kam allmählich über die Gärten und das ganze Städtchen heraus. Hundertmal war er als Knabe mit

einer wilden Schar da hinauf gestürmt, und die alte Frau, die ihn ermahnt hatte, an dem obersten Gartenzaun entlang zu gehen, hatte vor etwa 30 Jahren ihm an eben diesem Zaun seine feste Ohrfeige versetzt, weil er ihre Hühner geärgert und um den ganzen Garten gehekt hatte.

Georg setzte sich auf die alte Bank, die früher „zur Aussicht“ geheißen. Jetzt war's einsam da oben. Die Leute zogen auf die Anhöhe gegenüber, wo eine neue Wirtschaft lockte. Auf einer jungen Esche schlug ein Fink; die Luft ringsum war voll Bienensummen und Heugeruch. Seltsam zu Mut war dem Georg. Er ging wie im Traum seit den drei Wochen, da er in der Heimat war. War sie's denn? Zur Heimat gehörte doch, daß man in alle Häuser und Höfe hineinstürmte: „Guten Abend! lebt Ihr noch? kennt Ihr mich? Ich bin der Georg Besselmann!“ Himmel! wie sie aufgeschrien hätten: Der Georg Besselmann, der im Zuchthaus gewesen und dann verschollen war und nach einem amtlichen Bericht irgendwo drinnen in den Bergen gestorben und begraben war!

In den ersten Tagen war's dem Georg, wie wenn er als sein eigenes Gespenst durch die Gassen von Hermingen wandle. Er wollte wieder gehen; dann hielt es ihn doch mit einer ganz heimlichen Gewalt. Da war das kleine Haus, wo er mit seinen Eltern gelebt; noch grünte an der Rückseite der alte Hollunderstrauch, in dessen weiße Blütenbüschel er als kleiner Bub vom Fenster aus hineingegriffen. Unten floß die schmale Steckach, wo er mit dem Anfeles Ferdinand ein Mühlenwerk angelegt. Neben dem Schulhaus lag der Spielplatz. Wie hatte der gute alte Lehrer immer Mühe gehabt, die tobenden Buben von der Freistunde hereinzubringen! Und an der Steckach auf- und abwärts die Baumgärten, wo man jeden Zwetschgen- und jeden Birnbaum gekannt hatte. — Wenn die Menschen ihm nichts zu sagen hatten — der Fluß, die Mauerlein und Bäume riefen ihm Willkomm: von allen Seiten lockte es und fragte:

„Weißt du noch, Georg? — damals? Weißt noch? Bleibst du eine Weile da?“

Georg fragte bei den zwei oder drei Schreinermeistern um Arbeit. Zulezt stellte ihn der alte Grimmer ein, der seit kurzer Zeit am obern Tor ein schlechtes Werkstättlein hatte. Er versprach dem Thierauer etwa die Hälfte von dem Lohn, den er beim Meister Runert gehabt hatte. Frau Friederike, hätte sie das gewußt, würde noch einmal mißbilligend den Kopf geschüttelt haben:

„Ich möchte wohl wissen, warum, Thierauer!“

Und der Thierauer hätte noch immer keine rechte Antwort gehabt.

An dem Hause, wo einst der Philipp gewohnt, war Georg auch vorbeigekommen. Niemand von Philipps Leuten lebte mehr im Ort. Lange war Georg in ernstesten Gedanken gestanden; aber er fühlte keine Neuequalen mehr. Er hatte so schwer gebüßt. Auch der Haß war erloschen.

Hin und wieder erkannte Georg auf der Straße oder unter den Haustüren ältere Leute, deren Gesicht in den zwölf Jahren ungefähr dasselbe geblieben. Und das war natürlich des Müllers Karl gewesen, der so breit und

mehlbestäubt in seinem Hof stand und mit den Knechten schalt. Den Ankeles Ferdinand hatte ihm der Grimmer gezeigt, weil er in Streit mit ihm war. Georg hätte ihn nimmer erkannt. Und der Ferdinand, der Karl und alle andern sahen den Georg fremd an. Es kam ihnen nicht einmal eine Erinnerung an ihren einstigen Kameraden, wenn der neue Geselle vom Grimmer vorüberging. Georg trug jetzt einen Vollbart, der sein halbes Gesicht bedeckte; seine Stirne war durch das gelichtete Haar höher geworden, und über dem linken Auge lief eine Narbe nach der Nasenwurzel. Er hatte breite Schultern und einen bedächtigen Gang; auch sprach er ein anderes und besseres Deutsch als die Leute im Städtchen.

Nein, seine eigene Mutter hätte ihn nicht wieder erkannt. Er konnte ruhig hingehen, wo er wollte, auch — warum nicht? auch zur Marie. Das konnte niemand auffallen, da sie einen kleinen Kramladen führte am Dreiröhrenbrunnen. Verheiratet war Marie nicht.

Georg zählte sich auf, was er einzukaufen hatte: Eine Kravatte, einen Bleistift und eine Seife. Er konnte sich ja aber auch eingestehen, daß er die Marie einmal sehen wollte. Er war gestern auch eigens an der Steckach hinauf gegangen bis zu dem Hause, wo seine längst verstorbene Patin gewohnt, die ihm immer den Sack voll dürre Birnschnitz gesteckt hatte. Allerdings etwas anders war's dem Georg doch als bei der Erinnerung an die Birnschnitz, wie er jetzt vor dem bescheidenen Schaufensterchen von Mariens Laden stand. Er zögerte lange, bis ihn ein vorbeilaufender Bub vorwitzig anschrte:

„Da geht's, nein, durch den Hausgang!“

Marie stand im Dämmer des Ladens hinter dem Tisch und goß einem kleinen Mädchen Essig in eine Flasche.

„Da, Sophie! und fall nicht!“ damit schob sie dem Kinde ein Stückchen Zuckerfandis in den Mund und wendete sich an den Eingetretenen.

„Was wär' gefällig?“

Das klang ein klein wenig knapper als die Worte, die dem hinausstolpernden Sophiele gegolten, aber immer noch freundlich.

Georg war mit der Hand an der Türklinke stehen geblieben und hatte Marie angestarrt. Wie das noch die alte Marie war, mit dem krausen braunen Haar und den hellen Augen, mit dem Mund, um den es so lustig spielte und der kleinen Falte — noch war's die einzige im Gesicht — die immer stärker geworden war, wenn das Mareili in der Schule eine schwere Rechnung zu lösen hatte . . .

„Was wär' gefällig?“ wiederholte Marie.

„Eine Kravatte, einen Bleistift und eine Seife“ sagte Georg mechanisch. Marie griff hinauf nach einer Pappschachtel.

„Da wären einmal Kravatten; nachher gibt's auch noch Bleistifte und Seife. Alles in einer Schachtel haben wir nicht!“

Das war nicht spöttisch gesagt, bloß mit ein bißchen Humor, mit dem das Mädchen sich bestmöglich das Leben in dem engen dunkeln Laden unter all dem Kram erheitern wollte.

Mit flinken Fingern legte Marie ihren kleinen Vorrat heraus.

„Kurze? lange? helle? eine dunkle mit roten Punkten? Feine Leute und solche, die nicht mehr ganz jung sind, nehmen gern schwarze!“

Wieder blizte sie mit ihren Augen ihn lustig an.

Georg nahm gehorsam, was sie für ihn aussuchte, auch den Bleistift und eine schöne gelbliche Seife, „die nicht so stark roch,“ wie Marie empfehlend sagte. Aber eigentlich verletzten ihn ihre sichere Art. Er war so bewegt, daß er kaum das Geld herauszählen konnte. Mit der ganzen Kraft seines jungen Herzens hatte er einst die Marie lieb gehabt. Und sie kümmerte sich da um gar nichts, als ihr Zeug anzubringen und ihren Spaß dabei zu haben. Sie war wohl all die Jahre hindurch recht vergnügt und guter Dinge gewesen! Um ihn hatte sie sich ja natürlich nie geämt, das stolze, hochmütige, kalte Ding! —

Georg gab sich einen Ruck und saß nun ganz stramm auf der Bank „zur Aussicht.“ An die Marie wollte er weiter gar nicht mehr denken; das war eine längst vergangene alte Geschichte.

Aber die Marie kam doch noch einmal daran diesen Nachmittag. Auf dem breiten Wege, der außen am Städtchen hinauf führte, kam langsam ein altes Männlein an einem Stocke daher. Als es beim Thierauer anlangte, sah es auf und tat sehr erstaunt.

„Ei, ei, aha, der Herr Thierauer hat das schöne Plätzchen auch schon herausgefunden! Ist's erlaubt?“

Der Alte setzte sich etwas steifgliedrig hin und wartete, ob der Thierauer das Gespräch weiterführe, oder ob er noch einmal anheben solle. Es kam ihm nicht darauf an. Er war ein erfahrener und gewandter Mann. Wenn man vierzig Jahre lang Briefträger in einer Großstadt gewesen, so mußte man sich zu benehmen, Gottlob! besser als die Bauern in dem Nest da unten! Er spuckte geringschätzig nach der Richtung des Städtchens aus.

„Schönes Heuwetter, Herr Thierauer, morgen bringen sie viel ein!“ Und dann wieder nach einem Weilchen: „Eine artige Gegend, nicht wahr? Dort vorn, wo die Steckach um den Berg will, da liegt Lorstetten und rechts in den Wiesen draußen Raumdorf, und der Berg dort, das ist der Otterberg . . .“

„Ist ja gar nicht wahr,“ dachte der Georg.“ „Der Otterberg ist ja links und das ist der Juffen.“

Der alte Böldsterlein fuhr noch ein Stück weiter in seinen Erklärungen. Daß dieser Thierauer ein stiller Mann war, hatte er schon gemerkt, als er neulich seine Bekanntschaft gemacht. Sie hatten im roten Hirschen am selben Tisch ein Schöpplein getrunken, und dem alten Böldsterlein hatte der neue Geselle gleich sehr gut gefallen. Ja, das zweite mal, als er mit ihm zusammenge-

troffen, war in dem grauen Kopf ein Gedanke entstanden, über den der Alte ein paar mal pffiffig vor sich hingelacht hatte, als er den Weg heraufkam.

Und er hatte eigentlich dem Thierauer etwas vorgemacht, als er so verwundert getan, ihn da oben zu treffen. Die Frauen unten hatten ihm erzählt, wohin des Grimmer's Geselle gegangen sei.

Als die Unterhaltung noch immer nicht fließend werden wollte, zog der alte Bölsterlein eine Zigarre aus der Rocktasche, drehte sie hin und her und stieß dann den Thierauer in die Seite:

„Das ist eine von den ganz Feinen; die ist von der Marie. Die Marie kennen Sie doch im Laden am Brunnenplatz?“

So, nun hatte er die Sache, wo er sie haben wollte. Man mußte nur verstehen, so etwas anzugreifen. Der Thierauer fuhr einwenig zusammen.

„Die Marie, das ist nämlich meiner Tochter Kind. Das ist eine! so eine gibt's im ganzen Städtchen nicht mehr! Brav und gescheit und fleißig, und lauter gute War' hat sie! Kaufen Sie nur nie wo anders als bei ihr. Sie sind doch schon in ihrem Laden gewesen? Von den Jüngsten ist sie nicht mehr, aber poß tausend! hübsch und sauber wie mit zwanzig! Heiraten hätte sie schon gewiß ein duzend mal können, aber sie mag nicht, sagt sie. Sie hat etwas Stolzses; aber — “ der Bölsterlein stieß den Thierauer wieder an — „wenn einer käme, ein solider, anständiger Mensch — wer weiß!“

Er erzählte nun von der Marie allerlei schöne Geschichten, die er so vom Hörensagen wußte; denn er lebte erst seit ein paar Jahren in Hermingen.

„ . . . das ist nicht wahr,“ dachte der Georg wieder. „In die Steckach ist des Baders Fritze nicht gefallen sondern in den Weiher, und die Marie, nachdem sie ihn herausgezogen, hat ihn nicht heimgetragen, sondern ich; er war schwer und hat schrecklich geschrien. Und die Marie ist vor mir hergegangen in ihrem tropfnassen Röcklein . . .“

Nun war er durch die Schuld des alten Bölsterlein wieder mitten in den alten, längst vergangenen Geschichten. Er merkte kaum, daß das Männlein sich endlich verabschiedete. Unten aus den Schornsteinen der steilen Dächer stiegen bläuliche Rauchwölklein in die klare Luft auf und zeigten an, daß die Herminger Frauen das frühe Abendessen kochten.

Als Bölsterlein mit Behagen seinen schönen Eierhaber und Salat gegessen hatte, den ihm Marie bereitet, hub er bei ihr dasselbe Spiel an wie oben auf der Aussicht. Er strich den Thierauer heraus, daß es eine Art hatte.

„Das ist ein feiner, Marie! Der hat Manieren! Der fährt einem nicht übers Maul wie die hier herum! Und ich mein' immer, etwas auf der Seite muß er auch haben. Hast die schönen Stiefel schon gesehen, die er trägt? Auf's Schuhwerk geb ich viel, Marie. Gib acht, der übernimmt am End noch dem Grimmer sein Geschäft; der Tropf wolle ja schon wieder fort. Dann wird's erst was werden; denn sein Handwerk versteht der Thierauer aus dem Fundament.“

Für den Lehrer hat er ein Schränklein gemacht; es hat kein Mensch glauben wollen, daß es aus dem Grimmer seiner Werkstatt komme."

Marie sagte nicht viel. Aber der Großvater wurde immer fecker.

"Marie, mit so einem wäre eine Frau für Leben und Sterben sicher — was meinst, wenn so einer käm'?"

Da nahm sie ihm die Gabel, mit der er spielte, aus der Hand:

"Hör jetzt auf, Großvater! Übertreiben tußt immer gern einwenig. Der Thierauer wird auch nicht besser sein als die andern."

Damit stellte sie das Geschirr zusammen und trug's hinaus.

Der alte Bölsterlein aber war nicht gekränkt. Als er nachts noch auf dem Bänklein saß, wo der Brunnen plätscherte, dachte er vergnügt, wie fein er das eingefädelt hatte.

Und er machte beharrlich weiter an seiner Arbeit. Wenn er den Thierauer traf, rühmte er ihm die Marie, und wo es immer anzubringen war, erzählte er zu Hause etwas Schönes vom Thierauer. Er bestellte sich großartig einen Schemel beim Grimmer und stand, während dieser sich in den Wirtshäusern herumtrieb, manche Stunde beim Gesellen, damit der Schemel, der übrigens nicht eile, ja die richtige Höhe und Breite bekomme. Er lockte den Thierauer ins Haus, um ihm seine alten Wandkarten zu zeigen, die er, wenn sie in den Postzimmern überflüssig geworden, gesammelt hatte und mit denen er nun seine Kammer tapezierte. Dann war Mariens Ladentisch schon lange wacklig, und es war das Beste, den Thierauer kommen zu lassen, damit er nachsehe. Als die Marie beide mal freundlich mit dem Schreiner sprach, wurde der alte Bölsterlein immer unternehmender. Er hatte von einer Bäuerin, die Eier in den Laden brachte, ein geräuchertes Rippstücklein erhandelt; das mußte der Thierauer am Sonntag essen helfen. Der Alte holte eigens einen Liter Wein und war sehr ausgeräumt. Wenn die beiden miteinander sprachen, dachte er: „Jetzt haben wir's!“ Wenn sie aber nichts sagten, so war das auch wieder ein gutes Zeichen: Die Sache ging ihnen im Kopf herum.

Und Georg? Wie weit wollte er „die Sache“ eigentlich kommen lassen? Warum ließ er sich hier im Hause der Marie einspinnen, wo er doch nichts mehr zu tun hatte, wo er längst vergessen und tot war? Was konnten ihm die hellen Augen und die muntern Reden der Marie für Heil bringen? Sie galten ja nicht ihm sondern dem soliden, ehrsamem Thierauer! Manchmal war er jetzt eifersüchtig auf den Thierauer. Aber es tat ihm dann wieder so wohl, Abends mit dem alten Bölsterlein auf der Hausbank zu sitzen, wenn die Marie ab und zu ging. Es war so traulich, und er hatte so lange Jahre nichts als Glend gehabt. Nur ein Weilchen noch wollte er sich gönnen und an nichts weiter denken — allerdings auch daran nicht, daß ihm das Gehen immer schwerer würde.

„Thierauer, noch ein Wort,“ sagte der alte Bölsterlein, als er eines Nachmittags wieder vor Grimmers Werkstatt bei dem arbeitenden Gesellen stand.



Mittagsrast. Nach dem Gemälde von Konrad Grob.

Der Schöpfer dieser heimeligen Scene, der Schweizer Konrad Grob, im Jahre 1828 zu Niedervil bei Andelfingen, von armen Eltern geboren, ist, durch eigene Kraft zum anerkannten Meister emporgeklommen, dessen Werke in allen Welttheilen zerstreut sind, im Januar dieses Jahres in München gestorben. Im Basler Museum hängt wohl sein Hauptbild: Pestalozzi in Stans. Die Liebe zum Gegenstand, welche aus jenem herzigen Bilde zu uns spricht, erfüllt auch das vorstehende. Der Künstler, der zeitlebens ein eifriger

Schaffer war, vermag den Leuten, die er uns schildert, die Wohlthat der Ruhe nachzufühlen. Und es ist ihnen wohl, diesen wadern Schnittern und Schnitterinnen, die sich da im Schatten einer breittaftigen Buche nach schwerer Arbeit und kargem Mahl ein Schlummer- und Plauderstündchen gönnen. Friede und Wohlbehagen geht von dem Bilde auch auf den Beschauer über. Nur der Faulenzer verspürt nichts davon.

Er hatte ihm des Längen und Breiten von einer alten Kommode vorgeredet, die er zu Marias Geburtstag wollte herrichten lassen. „Thierauer, das muß ich Ihnen doch sagen; es wär' ja unrecht, wenn ich's nicht täte: Ich mein' —“ er räusperte und tat ein bißchen verlegen; aber er war es eigentlich nicht — „ich mein', jetzt dürfen Sie schon bei der Marie anklopfen. Daß sie Ihnen gefällt, brauchen Sie mir nicht zu sagen; so ein Mädchen! Daß sie mit Ihnen freundlich ist, darauf könnnn Sie sich etwas einbilden. Ich bin lang nicht recht drauß gekommen; aber gestern, wie ich mit ihr redete, so und so, und was für ein trübseliges Leben das wäre, wenn ich einmal davon müßt' und sie so allein bliebe, und was sie denn so von Ihnen halte, da hat sie mich ganz seltsam angesehen. „Großvater,“ hat sie gesagt, „meinst wirklich, es werd' ernst? Dem Thierauer seine Frau soll ich werden —?“ und dann hat sie den Kopf in die Hände genommen und lang vor sich hingeschaut. Ich mein' —“

Da kam der Grimmer mit lautem Geschwätz aus der Werkstätte, und der alte Briefträger, der den Schreinermeister nicht leiden konnte, machte sich davon.

Es war schon tief in der Nacht; im Städtchen brannten nur wenige Lichter mehr; da saß Georg unten an der Steckach auf einem Baumstumpf. Der Mond schien hell in den Fluß, der leis plätschernd an den Erlenbüschen vorbeizog. Georg starrte in das Wasser hinaus.

Nun mußte es ein Ende nehmen; nun war es Zeit, zu gehen. Was hatte er sich eigentlich gedacht alle die Wochen? Die Marie, meinte der alte Böldsterlein, mochte ihn gern? — würde ihn vielleicht nehmen? Wen denn? Doch den Thierauer! Nein, so weit ging das nicht mit dem Namen! Georg hatte ihn vom Kameraden angenommen in der Not und Verzweiflung, damit die Menschen ihn in Ruhe ließen, aber nicht, um sich damit einzuschleichen in die Häuser und gar in ein Herz. Und — nun sah er plötzlich ein, was er ein paar mal dumpf gefühlt und sich aber immer leicht ausgededet hatte: es war alles von Anfang an falsch und unrecht gewesen. Er hatte sich und die Andern belogen und betrogen von dem Augenblicke an, da er unter dem fremden Namen ging. Wohl hatte der Thierauer es damals auf sich genommen; aber konnte denn ein Mensch für den andern eintreten? Jeder mußte doch selber wissen, was gut und schlecht war und seine Taten auf sich selbst nehmen! —

Georg drückte gequält die Hände ineinander. Marie! Jetzt, da er alles plötzlich klar sah, mußte er, daß er sie wieder liebte — immer fort geliebt hatte. Er zwang sich noch einmal, sie kalt, hochmütig, treulos zu nennen. Es half nichts; es wurde ihm weich ums Herz. Wenn er hingehen und ihr alles gestehen könnte und sagen: „Marie, um Gotteswillen, verzeih mir —!“ aber da fühlte er ihre blitzenden zornigen Augen: „Was! der Georg, der Totschläger und Zuchthäusler und jetzt noch Betrüger, der sich einen falschen Namen umgehängt hat wie einen entlehnten Mantel —!“ Und er sah die Augen des ganzen Städtchens auf sich gerichtet, verwunderte höhnische, verdammende, und die Hecke auf den armen Hund ging wieder los. —

Georg hielt die Hände vors Gesicht, wenn schon nur der Mond ihn ansah. Nein, das ertrug er nicht. Er hatte keine Kraft dazu; er fühlte sich müde und alt. Nur keine Kämpfe, kein Lärm, kein Aufsehen mehr! Er wollte fort, irgendwo an einen fremden Ort, wo er keinen Menschen kannte; dort wollte er — ja das mußte er nun, da er sein Unrecht so deutlich einsah — die Wahrheit gestehen und den alten Namen wieder auf sich nehmen, den er nie hätte ablegen dürfen. Und so würde er dann sein Leben zu Ende führen; etwas Gutes war ja doch nicht mehr heraus zu machen, und Glück und Trost gab's für den Georg Besselmann nimmer. — Dem Bölsterlein wollte er seinen Wunsch noch erfüllen; das war eine letzte Arbeit für die Marie, und dann würde er in aller Stille gehen.

Lange noch saß Georg in bitterer Traurigkeit an dem dunkeln, glitzernden Fluß. —

Am andern Tag trat er zur bestimmten Stunde beim alten Bölsterlein ein. Der tat sehr geheimnisvoll und wichtig: Die Marie holte jetzt Milch, und so konnte man in die Kammer hinauf, in der die fragliche Kommode stand. Aber man mußte eilen; denn die Marie war immer gleich wieder da.

Georg zog das kleine Möbel ans Fenster und drehte es um und um, während der Alte beriet, wie die Kommode heimlich aus dem Haus gebracht werde:

„Unter der Woche kommt die Marie fast nie hinauf; aber am Sonntag sitzt sie oft da und kramt in ihren Sachen.“

„Nar ist das nimmer!“ sagte der Thierauer. Die untere Schublade hing heraus, während die zweite verquollen schien. Die oberste war verschlossen. Der Thierauer rüttelte; aber die mittlere Lade wollte nicht weichen. Der Alte wurde ärgerlich. Er schob den Thierauer weg, lehnte das Möbel nach vorn und schlug auf die Hinterwand: „Willst oder willst nicht!“

„Halt, halt! so wild tut man nicht mit so einem alten kleinen Ding!“ rief der Thierauer. Aber der Bölsterlein tat seinen zweiten Schlag, daß es frachte. Das schwache Schloß der obern Lade hatte nachgegeben; sie fiel heraus, und ihr Inhalt flog nach allen Seiten.

„Hi! wenn jetzt die Marie käme!“ sagte der Alte, und sie kauerten beide nieder. Georg griff nach einem dünnen mit einem seidenen Band umwickelten Päckchen; es war halb aufgegangen; er suchte die weiß und rosa Blätter zusammenzuschieben. Da fiel sein Blick auf eine Unterschrift: „Dein Dich freundlich grüßender Georg.“ — Gott im Himmel! „Dein Georg!“ Es waren die paar scheuen, steifen Briefe, die er der Marie aus dem Militärdienst heimgeschrieben. Er griff mit der Hand nach dem Boden und stieß an ein Bild, das in einem mit Vergißmeinnicht bestickten Rähmchen steckte. Da stand der Georg in seinen zwanzig Jahren als stolzer Infanterist. . . .

Der alte Bölsterlein sah herüber, warum der Thierauer gar nicht weiter räume. Er war eifrig gewesen, die Muscheln, die von einem Kästchen abge-

sprungen, aufzulauben. Auch das erkannte Georg; er hatte es der Marie einmal vom Jahrmarkt mitgebracht. Drinnen lagen ein paar künstliche Blumen, die Marie und Georg getragen, als sie, noch halbe Kinder, eine Hochzeit mitgemacht hatten.

Als der Alte den Thierauer so unbeweglich über dem Bild und den Briefen sah, hatte er das Gefühl, es gerate ihm da etwas Störendes in seine Wege. „Lassen Sie das doch!“ sagte er und wollte die Sachen dem Thierauer abnehmen; aber der hielt fest.

„Das ist nichts! altes Zeug, Kindereien!“ wollte der Alte begütigen; als er aber noch einmal nach dem Bild griff, fielen seine Augen auf die Türe. Da stand Marie. „Nein, Großvater, das weißt du nicht! das sind keine Kindereien, das ist blutiger, bitterer Ernst!“

Ihre Stimme zitterte. Sie hatte unten in der Küche das Krachen gehört und war heraufgesprungen. Jetzt trat sie zu den beiden.

„Geben Sie her, Thierauer!“ Ihr gab er die Briefe und das Bild. „Und nun kann ich's ja grade heraus sagen! Es ist nichts, Thierauer, wenn Sie etwa, wie der Großvater meinte, an mich dachten. Ich will Ihnen die Frage ersparen. Nein, Großvater, brauchst mir nicht so zuzublinzeln; es nützt nichts, es ist aus — bevor es angefangen hat. Wenn ich dem Thierauer ein paar freundliche Worte gegeben habe, so reut's mich nicht; denn ich glaube, er ist ein braver Mann, und eine Frau hätt's gut bei ihm und — ich will's gestehen, ein paar mal hab ich dran gedacht. Wenn du einmal nicht mehr da wärst, Großvater, so wär ich so einsam und hätt' für gar niemand mehr zu sorgen. Aber wenn ich zum Thierauer ja gesagt hätte, so wär's gewesen — warum soll ich's nicht sagen, da's doch wahr ist? — so wär's gewesen, weil mich der Thierauer manchmal so seltsam an den armen Menschen da erinnert hat, an den Georg, an dem ich so schlecht gehandelt hab'! Ich weiß nicht, waren es die Augen, oder die Rede, oder sonst etwas — kürzlich, wie der Thierauer an meinem Ladentisch herumgemacht hat — ich bin in der Küche gewesen — hat er so leis ein Säglein vor sich hin gepfiffen, ganz wie der Georg früher:

„Drei Röslein, drei Röslein,
Die pflanzt mir auf mein Grab.
Da —“

Ein Schluchzen stieg in Maries Stimme auf; sie sah das alte Bild an und fuhr mit der Schürze darüber, als ob sie auch dort Tränen wegwischen hätte.

Die beiden Männer waren ganz still. Der alte Böldsterlein saß enttäuscht und geschlagen auf einem Schemel: Jetzt war also alles umsonst gewesen! Der Thierauer hielt die Hand schwer auf die kleine Kommode gestützt.

„Ich weiß nicht, Thierauer, sie sind ein fremder Mensch, wie ich so alles herausrede. Nicht einmal der Großvater hat's gewußt. Der Georg, der hat einmal — dem ist einmal ein furchtbares Unglück begegnet, und sie haben ihn

ins Zuchthaus getan. Und ich — ich hab' nicht zu ihm gehalten, ich hab' ihm nicht geschrieben und hab' schlimm von ihm geredet im Städtchen herum! Ich bin ein hochmütiges, trotziges Mädel gewesen. Und die Bursche haben mich verspottet wegen dem Georg; sie haben mich nicht leiden können, weil ich's mit keinem gehalten hab' als nur mit dem Georg. Und ich war so elend und böß, daß er sich und mir das angetan; von klein auf hab' ich einen Abscheu gehabt vor jähzornigen Menschen, die sich nicht in der Gewalt haben. Ich meinte, ich hasse jetzt den Georg, und es war ja gar nicht wahr!" Marie weinte laut auf. „Da, meine Hand ließ' ich mir abschlagen, wenn ich wieder gut machen könnt', was ich am Georg gesündigt hab'!"

Georg tat einen Schritt zu ihr hin. Er zitterte am ganzen Leibe.

„Marie," sagte er mit unsicherer Stimme, „Marie, würden Sie — würdest du dem Georg das sagen, wenn er zurückkäme, — wenn er nicht tot wäre, Marie, wenn er jetzt vor dir stünde —?"

Marie schaute den Thierauer an wie eine Erscheinung. Dann schrie sie laut auf:

„Georg —! Um Gottes und der Barmherzigkeit willen, Georg! nein, das kann ja nicht sein! Georg — bist du's? Sag, daß du's bist! Großvater! das ist der Georg, der Georg Besselmann, von dem sie sagten, er sei in einer Heuhütte in den Bergen gestorben! O Georg! wie hab' ich an dich gedacht! Wie's mir nach und nach anders gekommen ist, daß ich den Zorn vergaß und nur wieder die Liebe spürte, wie hab' ich da gewartet und gewartet auf deine Heimkehr, daß ich dir's sage, wie lieb ich dich hab' und daß alles zwischen uns wieder gut werde! Aber du bist weggeblieben, und dann erzählten sie, du seiest tot. Und ich konnte dir kein gutes Wort mehr geben. Georg, Georg! an den Sonntagen, wie oft bin ich da droben gesessen und hab' deine Briefe gelesen und dein Bild angeschaut und mich hundert- und tausendmal ein schlechtes, treuloses Mädel genannt! Die Leute sagten, ich sei lustig. Hätt' ich weinen sollen vor ihnen, damit sie schwagen über mich? Und dann, das weißt ja, von Natur hab' ich ja ein lustiges Herz gehabt. Gott! Georg, und jetzt hab' ich dich wieder und wir können zusammen noch einmal fröhlich sein!"

Der alte Böldsterlein saß noch immer auf seinem Schemel. Das war nun fast zuviel für seinen alten Kopf. Eben war die Sache zu seinem Schrecken und Verdruß auseinandergegangen, und nun schien sie erst recht werden zu wollen, allerdings ohne daß man ihn dabei im mindesten brauchte.

„Warum heißen Sie sich aber Thierauer, wenn Sie doch der Georg Besselmann sind?" fragte er ein wenig beleidigt.

Georg erzählte vom Kameraden Thierauer und wie das gekommen. Er sah dabei Marie an, ob sie ihm verzeihe.

„Das war schlecht und feig, Marie; aber die Menschen haben mir das Leben so elend gemacht. Manchmal am Anfang kam's über mich, daß ich den Namen nicht hätt' nehmen sollen; aber ich redete mir's leicht aus. Es tat so

wohl, Marie, unter den Menschen wieder als recht zu gelten! — Heut aber hab ich zum letztenmal Thierauer geheißén; morgen ist der Georg Besselmann wieder in Hermingen." Er atmete auf.

Der Bölslerlein aber schüttelte den Kopf:

„Das gibt eine Mordsgeschichte! Das kommt vor's Gericht! Hören Sie, Thierauer, oder also Besselmann, wenn der Gesell da Ihnen seinen Namen vermachet hat, wär's da nicht am besten, Sie würden in aller Stille —“

„Bölslerlein," sagte Georg, „gestern noch war ich ein armer verzagter Tropf; aber jetzt — mit der Marie — mir ist zu Mut, als ob ich alles tun und alles wagen könnte! Sie sollen auf dem Gericht anfangen mit mir, was sie in Gottes Namen wollen. Wenn der Marie der Georg Besselmann gut genug ist, so will ich auch wieder zu ihm halten. Marie, der Anfang war eine Unwahrheit; aber von jetzt an soll alles grad und offen zwischen uns sein!“

Marie sah ihn an; in ihrem Blick lag kein ganzer Reichtum von Glück und Liebe.

„Und wenns die Leute zu arg treiben, müssen wir halt fort," sagte der Bölslerlein, bereits wieder unternehmend und in guten Treuen sich zu den beiden zählend.

„Nein, Großvater, wir bleiben da! Vom Georg hat man später immer gut geredet; es sei ihm viel zu schlimm gegangen, hat's beständig geheißén. Und wenn sie uns am Anfang ein wenig plagen — wir haben beide gefehlt, Georg, und nun müssen wir uns doppelt brav und tapfer halten! Weil du nur wieder da bist — von den Toten mir zurückgekommen, Georg! —“

Das starke Mädchen legte den Kopf auf Georgs Schulter und der alte Bölslerlein sah andächtig zu.

Als Georg das Haus verließ und über den Brunnenplatz zur Steckachbrücke hinunterging, lag die dunkle Nacht über dem Städtchen. Der Mond, der gestern hell gelehchtet hatte, war hinter Regenwolken versteckt. Und doch meinte Georg heute in den Himmel hineinzusehen.

Er stand still. Da mußte doch einer sein, dem man danken konnte für das Glück. „Gott, Gott!" dachte er demütig, „wie hast Du das gefügt! All die Zeit hab' ich in Unwahrheit unter den Menschen gelebt und also unrecht getan, und Du hast diese Schuld nicht angesehen, sondern nur meine frühere Not und Verzweiflung, und hast mir die Marie geschenkt! Viel, viel zu gut hast Du's mit mir gemacht! Aber wie's die Marie gesagt hat: Wir wollen uns brav und tapfer halten und Dir's nie vergessen im Leben —!“

Hüben und drüben am Wasser standen die Häuser des Städtchens, schwach von ein paar Laternen beleuchtet. Nun erst kam ein Gefühl der Heimatlichkeit über Georg. Morgen hatte er dort rechts hinauf einen schweren Gang zu tun zum Bürgermeister, und er wußte nicht, was ihm bevorstand. Aber er empfand keine Angst; ihn verlangte völlig nach einer Sühne.

Er dachte an den Müllers Karl, an den Anfeles Ferdinand, an alle andern und sah keine höhnischen Gesichter, sondern gute alte Kameradschaft. Es kam ihm eine starke Sehnsucht, ihnen die Hand zu schütteln. Und als er auf der Brücke war, tat er zwei-, dreimal einen kleinen Jauchzer, wie ihn die Freunde im Brauch gehabt hatten, wenn sie einander zugerufen.

Ein Mann, der an ihm vorbeigegangen war, drehte sich um:

„Das war scheint's nicht der Thierauer, wie ich gemeint hab'. Der tut doch keinen Jauchzer . . .“

Und er hatte recht, es war nicht der Thierauer; es war der Georg Besselmann, der seine Heimat begrüßte. (Ende.)

Über das Altwerden.

Von H. Boyd.

Eigentlich ist es sehr leicht, alt zu werden. Man braucht nur stille zu stehen, nichts zu tun und die Zeit über sich hingehen zu lassen; sie wird es besorgen. Aber alt zu werden, und mild und weise zugleich, ist eine der schwierigsten Aufgaben, die ein Mensch sich stellen kann.

Einige finden sich sehr schwer darein; sie werden widerstrebend und gegen ihren Willen alt, und klammern sich sträubend an jeden Geburtstag an, wie der Ertrinkende an den Strohhalme.

Anderer dagegen werden sozusagen mit Anmut und Würde alt. Ich glaube, daß im allgemeinen diejenigen, welche sich am wenigsten dagegen sträuben, würdige Menschen sind, die sich freuen, ihre Kinder heranwachsen und zunehmen zu sehen in allem Guten und Schönen, während sie selbst fühlen, daß sie in gleichem Maße Schritt für Schritt bergab gehen, physisch sowohl, als intellektuell. Ein besseres, edleres, glücklicheres Selbst, so trösten sie sich, wird an ihre Stelle treten; und bei allem Erfolg, allem Glück und allen äußeren Ehren, die diesem neuen Selbst zuteil werden, fühlen sie einen edleren Stolz, als sie je in ihrem eigenen Fall empfunden hätten.

Aber derjenige, der keinen hat, welcher ihn vertritt, wenn er nicht mehr da ist, wünscht ganz natürlich die Zeit seines Gehens aufzuschieben, so lange er kann. Es scheint sehr schwierig zu sein, die richtige Mitte zu finden zwischen einem törichtem sich an die Jugend Anklammern und einem affektierten Paradieren mit dem Alter. Vollkommene Natürlichkeit in diesem Punkte ist etwas sehr Seltenes.

Man weiß, wie viele Leute, Männer sowohl als Frauen, sich für jünger ausgeben, als sie sind, und die Beweggründe, die sie dazu veranlassen, sind verschiedenartiger Natur.

Ich habe Männer gekannt, die sich schon als ziemlich jung auf irgend einem geistigen Gebiet ausgezeichnet haben, und die, wenn sie ihr Alter erwähnten, was unnötigerweise oft geschah, stets drei oder fünf Jahre davon abzuziehen pflegten, offenbar mit der Absicht, ihr Talent und Geschick bedeutender erscheinen zu lassen, indem sie dadurch andeuten, wie dasselbe sich schon merkwürdig früh entwickelt habe. Sie möchten für Kinder-Phänomene gehalten werden.

„Wie verächtlich“, wirst du, lieber Leser, sagen, und ich stimme dir bei. Zudem glaube ich, daß, abgesehen von der Unehrllichkeit dieser falschen Angaben, einsichtsvolle, scharfsinnige Menschen Früchte, welche künstlich zu einer gewissen Reife gebracht worden,